

TAKIS WÜRGER



STELLA

R O M A N | H A N S E R

## Das Buch

Es ist 1942. Friedrich, ein stiller junger Mann, kommt vom Genfer See nach Berlin. In einer Kunstschule trifft er Kristin. Sie nimmt Friedrich mit in die geheimen Jazzclubs. Sie trinkt Kognak mit ihm und gibt ihm seinen ersten Kuss. Bei ihr kann er sich einbilden, der Krieg sei weit weg. Eines Morgens klopft Kristin an seine Tür, verletzt, mit Striemen im Gesicht: »Ich habe dir nicht die Wahrheit gesagt.« Sie heißt Stella und ist Jüdin. Die Gestapo hat sie enttarnt und zwingt sie zu einem unmenschlichen Pakt: Wird sie, um ihre Familie zu retten, untergetauchte Juden denunzieren? Eine Geschichte, die auf wahren Begebenheiten beruht – über die Entscheidung, sich selbst zu verraten oder seine Liebe.

## Der Autor

Takis Würger, geboren 1985, hat an der Henri-Nannen-Journalistenschule das Schreiben gelernt und Ideengeschichte in Cambridge studiert.

Er arbeitet als Redakteur für das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*. 2017 erschien sein Debütroman *Der Club*, der mit dem Debütpreis der lit.Cologne ausgezeichnet wurde und für den aspekte-Literaturpreis nominiert war. Takis Würger lebt in Berlin.

Takis Würger. *Stella*  
224 Seiten. Gebunden  
Erscheint am 11. Januar 2019. Auch als E-Book

[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

# Leseprobe

\*

Der Wagen rumpelte und quietschte, von innen waren die Scheiben beschlagen. Ich setzte mich an einen Fensterplatz, wischte mir mit der flachen Hand ein Guckloch und legte die Stirn an das kalte Glas. Draußen sah ich Männer in Uniform und Schaftstiefeln, Frauen in Mänteln, die bis zum Boden reichten, Litfaßsäulen voller Plakate, die für Persil warben (»Wäsche Waschen Wohlergehen«), für Fotoapparate (»Fessellos fotografieren mit Zeiss Ikon Klein cameras«) und für etwas, das ich nicht kannte und das der Vergrößerung weiblicher Brüste dienen sollte (»Schöne Büstenform durch Rondoform«).

An jedem Mast und an vielen Häusern wehten Fahnen mit dem Hakenkreuz. Ein Doppeldeckerbus fuhr vorbei, auf dem »Coca-Cola« stand. Aus den Gullideckeln dampfte es. Neben mir in der Bahn stand eine Frau mit einem Stern auf ihrem Mantel. Sie stand, obwohl kaum Fahrgäste in der Bahn waren und viele Sitze frei blieben.

»Bitte setzen Sie sich«, sagte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich bitte Sie«, sagte ich.

»Ich darf nicht«, sagte sie.

Ich schämte mich, weil ich sitzen durfte, und schaute die Frau nicht mehr an.

Ich fühlte mich ihr fern und fragte mich, wie ich dieses Gefühl der Einsamkeit überwinden würde, das auf mir lag, seit ich aus dem Nachtzug gestiegen war. Die Fahnen, die hohen Gebäude, die Menschen mit dem Stern, der Lärm, der Geruch, das alles war mir fremd. Aus der Entfernung hatten die Deutschen groß gewirkt, aus der Nähe wirkten sie so klein wie ich. Groß waren nur die Kulissen, die Fahnen vor allem. Die deutschen Fahnen waren sehr groß. Ich nahm mir vor, bald weiterzureisen.

Sie setzte sich lautlos neben mich, so nah, dass die Haare des Pelzes an meiner Hand kitzelten.

Ich drehte mich und schaute in ihre Augen. Sie war jung, fast noch ein Mädchen.

Sie konnte aus ihrem Blickwinkel meine Narbe nicht sehen. Schnell schaute ich zur Seite und sah mein Spiegelbild in der Fensterscheibe. Ich traute mich nicht, mich zu der Frau zu drehen, weil sie mein Gesicht gesehen hätte. Ihre Schultern waren nach vorn gefallen, als fröstelte sie. Ihr Atem roch nach Kirschwasser. Sie streichelte über meinen Ärmel.

»So schön weich«, sagte sie.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Eine Zeit lang saßen wir still nebeneinander.

»Darf ich vielleicht bitte sehen, wie du mich gemalt hast?«, fragte sie. Sie berlinerte, sie sagte »jemalt«. Ich tat erst nichts, saß nur da und schüttelte dann den Kopf. Die Packung Kaffeebohnen lag in ihrem Schoß, sie hielt sie fest mit beiden Händen.

»Guck mal, ich hab eine ganze Packung Bohnenkaffee fürs Modellsitzen bekommen.«

Sie zupfte eine Fluse aus ihrem Pelz. Ich dachte an den leeren Bogen gerolltes Ingrespapier, der aus meinem Rucksack ragte. Ich hatte sie nicht malen können und nun traute ich mich nicht, mit ihr zu reden. Sie hatte mich angesprochen, als sei das nichts. Langsam beugte ich mich nach vorn, legte die Stirn auf die Stuhllehne vor mir und spürte das lasierte Holz.

Ihre Hand griff nach meiner Schulter. Sie berührte mich, als würde sie alles verstehen.

Als ich viel zu früh vor der Haltestelle aufstand, erhob sie sich auch. Sie war kleiner als ich, in der Sitzreihe waren wir uns nah. »Auf Wiedersehen«, sagte ich und schob mich an ihr vorbei. Mein Knie berührte ihren Oberschenkel. Sie lief mir nach durch den Waggon und hielt sich dabei an den Sitzkanten fest. Im Gang, neben der Frau mit dem Judensterne, blieb sie stehen, schaute auf die Packung Kaffee in ihrer Hand, blickte sich um und drückte der Frau die Packung gegen die Brust. Sie sagte kein Wort und ging weiter, bis sie bei mir vor der Wagentür stand.

»Kannten Sie die Frau?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

»Aber ist das nicht gefährlich?«

»Was?«

»Einem Juden zu helfen.«

Sie überlegte einen Moment. Sie lächelte, aber nur kurz, dann wurde ihr Gesicht ernst.

»Ich bin Kristin.« Sie streckte mir ihre Hand hin.

»Friedrich.«

Für einen Moment standen wir voreinander und hielten uns fest. Die Bahn rumpelte. Meine Handfläche wurde feucht. Kristin schaute mich von unten an. Ich betrachtete meine Schuhe.

Ich deutete einen Handkuss an und sagte: »Verzeihen Sie, dass ich mich nicht vorgestellt habe. Grüezi, Mademoiselle.«

Sie lächelte und knickste.

»Na guck mal an, ein Schweizer. Grüezi.«

Ein bisschen fühlte ich mich stolz, als ich nickte.

»Mit richtigem Schweizer Pass?«

Das hatte mich noch nie jemand gefragt. Ich nickte nochmal. Kristins Gesicht veränderte sich, etwas in ihren Augen, vielleicht die Weite der Pupillen. Sie ging einen Schritt auf mich zu.

»Ein Schweizer in Berlin«, sagte sie und dann: »Wieso sagst du nicht, dass du mich gemalt hast? Hinten rechts gesessen. Ich merk mir sowas.«

Sie hatte mich gesehen.

Sie schwankte ein wenig, als die Bahn hielt, und griff nach meiner Hand.

»Es war schön, Sie kennenzulernen«, sagte ich, »ich muss hier raus.«

»Machst du das oft, dass du nicht auf Fragen antwortest?«, fragte sie.

Sie hielt sich auf den Stufen an meiner Schulter fest und stieg mit aus. Der Mantel war ihr zu groß, ihre Hände steckten tief in den Ärmeln, der Saum musste mehrmals umgenäht worden sein und schwebte gerade so über dem Schnee. Sie drückte meinen Arm an ihre Brust. Sie sagte, sie bekomme auch ab und zu so einen Schwächeanfall wie ich, als ich den Kopf auf die Stuhllehne gelegt hätte, das sei das Rumpeln in der Bahn. Sie bestand darauf, meinen Rucksack zu tragen, und sagte, sie würde mich nach Hause bringen. Das hatte mir noch nie jemand gesagt.

»Aber Sie sind ein Fräulein«, sagte ich.

»Was soll das heißen?«

»Ich sollte Sie nach Hause bringen.«

»Sei nicht dumm«, sagte sie.

Als wir durchs Brandenburger Tor gingen, trieb Schnee über die Straßen, Hakenkreuzfahnen knallten im Wind. Kristin lief mit kleinen Schritten neben mir. Ich beobachtete sie aus den Augenwinkeln.

»Kennkarten!«

Ein Schutzpolizist versperrte uns den Weg. Vor dem Hotel gab es oft Passkontrollen, weil Juden das Regierungsviertel nicht betreten durften. »Judenbann« hatte der Empfangschef das genannt und mit den Schultern gezuckt.

Kristin seufzte, als wir stehen blieben.

Der Polizist schaute zwei Sekunden lang auf meinen Pass.

»Kennkarten, hab ich gesagt.«

»Ich bin Schweizer, ich hab nur einen Reisepass.«

»Ein Reichsfremder«, sagte der Schutzpolizist und kam mir nah mit seinem Gesicht.

»Kennkarte, aber dalli.«

»Entschuldigen ...«

Kristin schob ihre Kennkarte zwischen unsere Gesichter.

»Fangen Sie doch mit meiner an, Herr Kommissar.«

Ich sah in ihre offene Handtasche, darin lag ein Buch von Benjamin Constant. Später würde ich erfahren, dass es verboten war. Der Schutzpolizist drehte sich zu ihr. In dem Moment strich sie ihre Fellkapuze nach hinten und ihr helles Haar glänzte im Licht der Gaslaternen.

»Na«, sagte sie, legte ihren Kopf ein wenig schief und lächelte den Schutzpolizisten an.

Der Mann wippte von einem Fuß auf den anderen. Er tippte sich an die Mütze.

»Glauben Sie, das klappt bei mir, Liebes?« Er legte eine Hand auf seinen Knüppel. »Kennkarten hab ich gesagt.«

Kristin griff meine Finger. Sie atmete durch die Nase ein und sagte: »Wissen Sie eigentlich, wen Sie hier vor sich haben?«

»Haben Sie getrunken, Fräulein?«

Ich fühlte mich klein neben den beiden. Kristins Stimme wurde lauter. Sie sagte die nächsten Sätze fast ohne zu ber-

linern: »Vor Ihnen steht SS-Obersturmbannführer Franz Riedweg, Stabsarzt im SS-Hauptamt.«

»Stabsarzt?«, fragte der Schutzpolizist.

»Im SS-Hauptamt.«

Der Blick des Schutzpolizisten sprang zwischen Kristin und mir hin und her. Ich bemühte mich, ihn anzusehen, aber ich schaute immer wieder weg. Ich hielt meinen Pass in der Hand, darin stand mein richtiger Name.

»Aber ...«, sagte der Schutzpolizist.

»Geben Sie mir mal *Ihren* Namen«, sagte Kristin.

»Meinen Namen?«

»Ich werde Sie melden. Sie sind eine Schande fürs Vaterland. Einen Obersturmbannführer so anzugehen. Schämen Sie sich.«

»Aber ...«, der Polizist wandte sich an mich, »aber Herr Obersturmbannführer, Sie tragen ja nicht mal Uniform. Woher hätte ich denn ...«

»Natürlich trägt er keine Uniform«, sagte Kristin, »es ist ja auch Montag.«

Dann ging sie an dem Mann vorbei und zog mich hinter sich her. Ich verstand nicht, was sie tat. Es war nicht illegal, sich in Berlin als Schweizer aufzuhalten. Der Schutzpolizist konnte uns nichts tun, außer uns einzuschüchtern. Aber sich als Mitglied der SS auszugeben, ohne es zu sein, das war lebensgefährlich.

»Ich zeig ihm einfach meinen Pass«, sagte ich leise zu Kristin. Sie zog mich mit sich.

»Ruhig weitergehen«, sagte sie.

»Aber der verhaftet uns.«

»Hier wird niemand verhaftet.«

Ich hoffte, ihr würde nicht auffallen, wie meine Hände schwitzten.

Nach vielleicht fünfzig Schritten, als wir wussten, der Schutzpolizist würde uns lassen, stieß mir Kristin sanft ihren Ellenbogen in die Rippen. Sie lächelte mich an. Eine Schneeflocke fiel auf ihre Nase und schmolz.

»Wieso trägt man montags keine Uniform?«, fragte ich.

Sie grinste und zuckte die Schultern.

»Wo wohnst du überhaupt hier?«, fragte sie.

Ich zeigte über den Pariser Platz auf das Grand Hotel. Sie blieb stehen und ließ mich los. Schnell rieb ich meine Handfläche an meinem Hosenbein trocken.

»Nicht dein Ernst.« Sie hustete mit geschlossenem Mund, griff meinen Arm und hakte sich ein.

»Bist du auf Urlaub?«

Ich nickte.

»In dem Hotel?«

»Ja.«

»Bisschen teuer, wa?«

Ich schwieg.

An der Drehtür verabschiedete sich Kristin mit einem Knicks.

»Zeigst du mir nächstes mal dein Bild von mir, Kleiner? Und kommst du Sonnabend zum Melodie Klub? Ich sing da.«

Sie sagte »Kleiner«, eigentlich sagte sie »Kleener«, es

klang albern, weil sie kleiner war als ich, aber ich fand es schön.

»Ich kann aber nicht tanzen.«

»Du kannst nicht tanzen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich hab nur als Bub mit Mutter getanzt.«

Kristin streichelte über meinen Ärmel.

»Als Bub?«

»Ja.«

»Na, das bist du ja immer noch irgendwie.«

Sie drehte sich um und wollte gehen.

»Ich habe Sie nicht gemalt«, sagte ich schnell.

Sie lachte laut und drehte sich wieder zu mir. Ihr Blick war neugierig und freundlich.

Für einen Moment war Stille.

»Wie meinst du das?«

»Ich konnte nicht.«

»Wieso nicht?«

»Ich habe Sie nur angeschaut.« Mein Herz klopfte.

»Ich ...«

Sie legte mir die Finger an die Wange. Ich verstummte. Ihre Hand war trocken.

»Schon gut.«

Sie strich mir mit dem Daumen über die Augenbraue, knickste, drehte sich um und ging.

»Darf ich Sie ein Stück begleiten?«, rief ich ihr nach.

Sie drehte sich nochmal zu mir und sagte: »Nein, Kleiner.«

Sie steckte sich eine Juno zwischen die Lippen und zündete sie mit einem Streichholz an. Sie hielt die Zigarette zwischen Zeigefinger und Daumen.

Sie ging die Allee unter den kahlen Bäumen entlang, in der Mitte, in Schotter und Schnee. Sie machte kleine Schritte, es gelang ihr nicht, eine gerade Linie zu gehen. Sie zog eine Flasche aus der Innentasche des Mantels und trank im Gehen. Ihre Fußspitzen waren leicht nach innen gedreht. Als ich mir sicher war, sie würde es nicht mehr tun, drehte sie sich um und winkte mit gestrecktem rechtem Arm.

Ich wechselte die Straßenseite und lief ihr nach, weil ich sie einen Moment länger sehen wollte. Sie drehte sich noch einmal um, sie schaute zum leeren Eingang des Grand Hotels und suchte mich. Sie hielt ein paar Sekunden inne, als würde sie durchatmen, aus ihrer Manteltasche zog sie einen Taschenspiegel, klappte ihn auf, schaute sich darin an und zupfte an ihren Locken. Sie senkte den Kopf und stand still. Die Zigarette ließ sie fallen.

Es war, als würde Kristin im Stehen einschlafen. Dann erwachte eine andere. Sie hob den Kopf, sie streckte den Rücken durch, zog die Schultern nach hinten unten und schob das Kinn hoch. Sie lief die Allee Richtung Westen, ihre Schritte waren lang und sicher.

\*

4. Fall: *Schiller*

*Zeuge: Gerhard Schiller*

*Georg Schiller suchte die Kartenstelle im Grunewald auf. Vor der Tür der Kartenstelle stand die Angeschuldigte, welche ihm erklärte: »Es ist alles in Ordnung, Sie müssen nur in einem Nebenzimmer auf die Karten warten, sie werden erst beschafft.« Schiller wurde auf Veranlassung der Angeschuldigten jedoch mit anderen Juden festgenommen, in das Lager Große Hamburger Straße eingeliefert und später in Auschwitz umgebracht.*

*Bl. 1/40, 165*

\*

Zwei Wochen lang ging ich in die Zeichenschule, übte im Hotelzimmer, schaute mir Museen an, versuchte, nicht an Kristin zu denken, und dachte dabei an sie. Ich verbrachte viel Zeit im Scheunenviertel.

Nach zwei Wochen kaufte ich mir eine Bahnfahrkarte nach Istanbul und entschied, dass ich mich noch von Kristin verabschieden wollte.

Ich fragte den einarmigen Fahrstuhlführer, ob er den Melodie Klub kenne. Er fragte mich, ob ich wisse, dass solche Etablissements illegal seien.

»Negroidenmusik, der Herr«, sagte der Fahrstuhlführer, »völlig verjudet, der Herr.«

»Musik ist Musik«, sagte ich.

»Wenn der Herr meinen«, sagte der Fahrstuhlführer.

Als ich an diesem Abend mein Hotelzimmer betrat, steckte unter dem Briefbeschwerer auf dem Sekretär ein Zettel, auf den jemand einen Straßennamen, eine Hausnummer und das Wort »Moabit« geschrieben hatte. »Obacht!«, stand daneben.

Am Samstagabend ging ich zu der Adresse. An einer Litfaßsäule vor dem Hotel hing ein Plakat des Kriegsausschusses, auf dem stand: »Spare Seife, denn sie besteht aus den jetzt so nötigen und knappen Fetten und Ölen. Tauche die Seife nie in das Waschwasser! Halte sie nie unter fließendes Wasser! Vermeide überflüssiges Schaumschlagen! Halte den Seifennapf stets trocken! Wirf die Seifenreste nie weg! Hilf dir durch den Gebrauch von Bürsten, Sand, Bimsstein, Holzasche, Scheuergras (Zinnkraut), Zigarrenasche und durch häufiges Waschen in warmem Wasser!«

Es war die Zeit der Ausrufezeichen.

Berlin war laut. Der Mitternachtsschlag der Heilandskirche, das Hufklacken eines Kutschpferdes. Aus einer Kneipe drangen die Musik eines Fiedlers und das Stampfen der Tanzschuhsohlen, Autos mit heulenden Holzgasmotoren fuhren vorbei.

Mein Weg führte mich in eine stille, sandbestreute Straße, die von Kastanienbäumen gesäumt war. Ich sog die Nachtluft ein.

Geklinkerte Fabrikhallen standen in der Straße. Das Gebäude, in dem sich der Klub befinden sollte, war dunkel.

Wenn man direkt davor stand, hörte man leise Geräusche. Ich legte ein Ohr gegen die Tür. Sie war nicht verschlossen. Ich durchquerte eine Halle und stieg eine Treppe hinunter, an deren Ende eine Stahltür lag. Ein Schild war in den Stahl geschraubt, darauf stand: *Swing tanzen verboten, Reichskulturkammer*. Von innen hörte ich den Klang eines Saxophons. Die Scharniere waren geölt.

Drinnen spielte eine kleine Jazzkapelle, ein Pianist, ein Schlagzeuger, ein Kontrabassist und ein Mann am Saxophon. Menschen tanzten zu einem langsamen Lied. Im Halbdunkel sah ich einen verzinkten Tresen. Dahinter stand eine Frau mit weißem Hemd und Hosenträgern, sie war zart und gerade. Als ich näher kam, sah ich, dass ihr Gesicht trotz des Winters mit Sommersprossen besprenkelt war. Die Luft war heiß. Das war das Berlin, das ich mir erhofft hatte. Der Klub hatte keine Fenster.

Wie viel wohler ich mich in dunklen Räumen fühlte.

Ich setzte mich an einen Tisch in der Ecke. Auf dem Boden lag ein Windhund.

Nach einiger Zeit ging die Tür auf. Ein Mann trat herein. Er war so groß, dass er den Kopf einziehen musste. Ein Filzhut saß ihm tief im Gesicht, sein Mantel sah aus wie für ihn geschneidert. In der Hand trug er etwas, das in Papier gewickelt war. Ich sah, wie der Windhund ein Auge öffnete. Der Schlagzeuger wechselte zu einem schnelleren Rhythmus, vielleicht war es ein Zufall.

Der Mann lächelte ein schiefes Lächeln. Alle schauten ihn an. Im Takt der Musik ging er an die Bar, die Frau mit den

Sommersprossen lief zu ihm. Er nutzte ihren Schwung, um sie auf die Tanzfläche zu drehen. Ein Lied lang spielten die Musiker nur für ihn, so kam es mir vor, er tanzte mit geschlossenen Augen, dann küsste er die Frau, ließ ihre Hand fallen, drehte sich auf den Absätzen und ging in meine Richtung. Ich spürte mein Herz pochen. Als er näher kam, sah ich, dass ihm unter dem Hut helles Haar in die Stirn fiel. Er war älter als ich, dreißig Jahre alt wohl, aber sein Lächeln erinnerte mich an einen Schuljungen. Er hatte keine Narbe im Gesicht.

Vor mir kniete er sich auf den Boden und wickelte ein Stück rohes, sehniges Rindfleisch aus dem Papier. In einem Holster an seinem Gürtel steckte eine Pistole. Der Windhund verschlang das Fleisch. Der Mann schaute sich im Raum um, dann blieb sein Blick auf mir ruhen.

»Darf ich?«, fragte er und deutete mit einer Hand auf den Stuhl neben meinem. Mir fiel seine hohe, brüchige Stimme auf, die nicht zum Rest seines Körpers passte. Er setzte sich sehr gerade.

»Hat Ihnen schon mal jemand gesagt, dass Sie unfassbar schöne Wimpern haben?«, fragte er und deutete auf meine Augen.

Ich nickte, aus Versehen, natürlich hatte das noch nie jemand zu mir gesagt.

»Auch ein Freund der verbotenen Musik, ja?«, fragte er.

Ich musste auf seine Hände schauen. Mit einem weißen Tuch rieb er sich das Blut ab.

»Jatz meine ich. Mögen Sie Jatz?«

»Ich treffe nur eine Bekannte.«

»Hervorragend«, sagte der Mann und hob sein Glas. Er musste es halb gefüllt in der Manteltasche getragen haben. Es war ein Schwenker aus Kristall. »Auf die Bekannten«, sagte er. Als er trank, zwinkerte er mir über den Rand des Glases zu. Unter dem Nagel seines linken Mittelfingers klebte Blut.

Wir lauschten beide ein wenig den Musikern. Eine südlich aussehende Frau mit hoher Stimme sang.

*When dawn comes to waken me,  
You're never there at all.  
I know you've forsaken me  
Till the shadows fall.*

»Wussten Sie, dass Porter seit Jahren nichts mehr schreibt? Ja? Seit dem Reitunfall.« Der Mann sprach leise, als fürchtete er, belauscht zu werden. »Spielen Sie ein Instrument?« »Früher Viola, aber nicht gut«, sagte ich.

Er betrachtete meine Finger, dann griff er nach meinen Kuppen. Ich hatte lange keine Viola in der Hand gehabt.

»Wir müssen unbedingt zusammen spielen. Sind Sie Schweizer?«

Ich nickte.

»Von wo?«, fragte er.

»Von Genf.«

»Ah, Genf, das Grand Théâtre, darauf heben wir einen.«

Der Mann bestellte eine Flasche Kognak, er erzählte, dass

er ein Kindermädchen aus der Schweiz gehabt habe und deshalb den Akzent möge. Zur Zeit beschäftige er eine Haushälterin aus Lausanne. Dann sprach er darüber, dass Cole Porter in Harvard Jura studiert habe und ob die Form seiner Nase etwas über seine Intelligenz verate. Der Mann redete viel.

Irgendwann hielt er inne und fragte: »Was machen Sie?«

»Wie meinen Sie das?«

»Was machen Sie in Ihrem Leben?«

»Nur reisen«, sagte ich. »Ich reise.«

»Hervorragend«, sagte er. »Was noch?«

»Nichts.«

»Sie müssen doch irgendwas machen.«

»Ein wenig zeichnen. Und Sie?«

»Nicht so schnell. Warum machen Sie das?«

»Warum ich Zeichnen lerne?«

»Ja, alter Junge, warum Sie Zeichnen lernen, ja.«

Einen Moment lang saß ich da und dachte nach. Der Mann schaute mich an.

»Ich konnte das lange nicht. Ich fühl mich sicher beim Zeichnen«, sagte ich, »in den Bildern, da bin ich sicher. Verstehen Sie?«

Er griff nach meiner Schulter.

»Nein.«

Ich hatte noch nie einen Menschen getroffen, der so einen Blick hatte. Der Mann strich über mein Schlüsselbein.

»Ich könnte dich mögen«, sagte er.

Ich wusste, dass er mir in allem überlegen war.

Als er aus dem Keller ging, um sich draußen vor der Tür zu erleichtern, kam die sommersprossige Barfrau an meinen Tisch.

»Bist du Freunde mit von Appen?«

Von Appen. Ich schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte ich.

»Ist er echt ein mährischer Prinz?«, fragte sie.

»Tut mir leid, ich weiß es nicht.«

»Mindestens Baron, hab ich gehört.«

»Ich weiß es nicht.«

»Was weißt du überhaupt?«

»Ich ...«

»Aber die Pferdegeschichte?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Die Pferdegeschichte musst du kennen.«

»Tut mir leid.«

Sie griff mit einer Hand in das Revers meines Sakkos und kam so nah an mein Gesicht, dass ich die Wärme ihrer Haut spürte.

»Also, die Pferdegeschichte, pass auf: Beim Pollacken tauchte er auf einmal auf, irgendwo in Ostpreußen, als die 2. Panzerdivision die Letzten zusammenschoss und nur noch ein paar übrig waren. Dreckige Hunde, diese Pollackis. Stecken Stielgranaten in Socken, tauchen sie in Baumharz und kleben sie unten gegen die Panzer, hab ich gehört. Die feigen Schweine. In einer Nacht taucht von Appen auf. Und jetzt kommts: Er reitet auf einem schwarzen Pferd ins Lager der zweiten Panzerdivision wie der

Sensenmann. Manche sagen auch, weißes Pferd, als ob das so wichtig wäre. Wie der Sensenmann in jedem Fall. Er trägt keine Uniform und ist unbewaffnet, bis auf einen Degen. Er hat nur diesen Degen in seinem Gürtel stecken. Er sagt, er ist da, weil er sich um die Partisanen kümmern will. Ganz allein. Der Sensenmann und sein Pferd und sein Degen. Angeblich kann er nachts sehen wie eine Eule. Und reiten kann er. Und Wiener Walzer tanzen wie ein Kobold. Und spielt Geige wie ein Konzertgeiger. Er reitet also vor das Zelt des Kommandanten und sagt ...«

Von Appen legte mir die Hand auf die Schulter. Die sommersprossige Kellnerin erschrak.

»Märchenstunde aus dem Krieg?«, fragte er und zwinkerte.  
»Es heißt Kommandeur. Ein Kommandant fährt auf einem Schiff.«

Die Kellnerin küsste ihn auf die Wange und ging zurück an den Tresen.

»Stimmt das?«, fragte ich.

»Das mit dem Kobold, ja«, sagte von Appen.

»Das mit dem Degen?«

»Natürlich nicht.«

»Warum erzählt sie es dann?«

»Die Leute lieben sowas.«

»Aber es ist gelogen.«

»Ja. Eben.«

Wir bemerkten Kristin nicht gleich, als sie die Bühne betrat. Sie hauchte die Lieder. An einigen Stellen stimmte die Intonation nicht. Sie sang Englisch mit Berliner Akzent.

Sie trug eine Pfauenfeder im Haar und ein Pünktchenkleid, das an ihren Hüften spannte. Nach dem dritten Lied schaute sie zu uns.

»Potttausend«, sagte von Appen, »aber nicht die da, oder? Die ist eine Wucht.«

Er klopfte mit dem Knöchel im Takt gegen sein Stuhlbein.

»Ich bin Tristan.«

»Friedrich.«

»Die hat Titten, da kannst du Mäuse drauf knacken«, sagte er.

»Bitte nicht so über sie reden.«

»Das ist Muck«, sagte Tristan, als wäre nichts gewesen, er zeigte mit dem Zeigefinger auf den Windhund.

»Italienisches Windspiel.«

Ich nickte. Ich verstand nicht, was er meinte, und traute mich nicht zu fragen, wieso sein Hund ohne ihn in diesem Klub gelegen hatte. Tristan beugte sich runter und kraulte ihm die Ohren.

»So heißt die Rasse, mein junger Freund, Italienisches Windspiel. Eine der besten Rassen überhaupt. Muss jeden Tag zwanzig Kilometer rennen. Magst du Hunde?«

»Nein«, sagte ich.

Tristan lachte, als wäre das ein Scherz.

»Darf ich Sie auch etwas fragen, Herr von Appen?«

»Tristan. Alles.«

»Was machen Sie?«, fragte ich.

»Gar nichts«, sagte er, »nur leben.«

Kristin kam von der Bühne an unseren Tisch. Sie begrüßte mich mit einem Kuss auf meine Narbe. Ich bekam eine Gänsehaut.

Kristin flüsterte in mein Ohr: »Du bist da.« Ich roch einen Hauch Benzin und Lakritz, es war der Geruch von Ballistol, Waffenöl, das ich von daheim kannte, aber vielleicht bildete ich mir das ein. Sie strich sich eine helle Locke hinter das Ohr, sie fiel sofort wieder nach vorn.

Du bist da.

Kristin knickte vor Tristan, es wirkte, als würde sie es ironisch meinen. Er nahm ihre Hand in seine schlanken, manikürten Finger und gab ihr einen Handkuss. Das Blut unter seinen Nägeln war verschwunden.

»Ich habe Sie schon oft bewundert«, sagte er.

»Danke«, sagte sie.

»War das *Moonglow*?«, fragte Tristan.

Sie legte ihren Zeigefinger auf die halb geschlossenen Lippen.

»Verboten«, flüsterte sie und lachte.

»Hervorragend«, sagte Tristan.

Den Rest des Abends hörte ich zu. Ich war glücklich, von Nahem Kristins Grübchen anschauen zu dürfen, und fand es schön, wie elegant Tristan seine Hände bewegte und wie er von Swingtakten redete. Er schlug mir immer wieder auf die Schulter, als würden wir uns seit Jahren kennen. Kristin bestellte mir an der Bar ein Schinkenbrot und aß es selbst. Sie legte mir ihre Finger aufs Knie. So hatte mich noch nie jemand berührt.

Sie aß Pralinen, die sie aus ihrer Handtasche zog. Sie verbog Tristan die Hutkrempe. Sie trank schnell und ließ uns zahlen. Tristan wurde betrunken. Er musste sich an der Tischkante abstützen.

Es war ein kalter Morgen.

Als wir den Klub verließen, lag Raureif auf den Scheiben der Fabrikhallen. Kristin hakte sich bei uns ein. Tristan schwankte. Kristin ging gerade. Der Hund trippelte neben uns. Tristan hatte sein Kognakglas wieder in seine Manteltasche gesteckt. Er setzte sich in seinen Wagen, der vor dem Klub parkte, hob den Hund auf seinen Schoß und streichelte ihm das Fell hinter den Ohren.

»Aut viam inuaniam aut faciam«, sagte er und zeigte mit seinem Zeigefinger auf mich. »Wer hats gesagt?«

Ich schwieg. Tristan startete den Motor.

»Hannibal. Nachti«, sagte er, legte seine Hand auf meine und streichelte sie.

»Wie fühlst du dich?«, fragte er.

Er fuhr davon, ohne auf eine Antwort zu warten. Seine Frontscheibe war halb vereist.

»Schlaf gut, Trunkenbold«, rief Kristin hinter ihm her.

Sie zog mich über den festgefrorenen Straßensand und küsste mich drei Kastanien später. Ich ließ die Augen offen. Sie hielt sich mit den Händen an meinen Hosenträgern fest.

»Inueniam, nicht inuaniam«, sagte sie, »so ein Angeber.«

Sie strich mir durch die Haare am Hinterkopf. Sie schmeckte nach Rauch und Alkohol und ihre Nase war

kalt. Sie wurde von ihrem Husten geschüttelt. Es störte mich nicht, weil sie beim Husten ihr Kinn an meine Schulter legte. Sie konnte gut umarmen. Mir war übel vom Kognak, aber ich wollte, dass diese Nacht immer weiterging. Kristin streichelte über meine Wange.

»Mein Schweizer«, sagte sie.

»Früher hab ich mich manchmal unsichtbar gefühlt«, sagte ich.

»Wie besonders du bist.«

»Als wäre ich nicht da.«

Ich weiß nicht, warum ich in diesem Moment darauf kam. Ich spürte, wie ihre Hände unter meinem Mantel hoch zu meinem Nacken glitten.

»Jetzt bist du bei mir.«

Ich schlug meinen Mantel um sie, damit sie warm blieb.

Bevor sie mir an diesem Morgen einen letzten Kuss gab, fragte ich sie, was ich seit Stunden dachte.

»*Moonglow*«, sagte ich.

»Ja.«

»Warum ist das verboten?«

»Ist von Benny Goodman.«

»Und?«

Ihre Hand in meinem Nacken hielt mich fest.

»Der ist Jude«, sagte sie.

Sie zog die Hände aus meinem Mantel, ging einen Schritt zurück, drückte sich den Zeigefinger auf die Lippen und legte ihn danach auf meinen Mund. Sie ging allein in den Morgen.